

# Keynes als Kapitaltheoretiker

Von Hajo Riese, Berlin

## I. Der Stellenwert einer keynesianischen Kapitaltheorie

Auch wenn in den letzten Jahrzehnten im Zeichen der Regeneration der monetaristisch-neoklassischen Ökonomie die Kritik an der keynesianischen Ökonomie überwog<sup>1</sup>, so hat dennoch eine intensive Diskussion über den Stellenwert der keynesianischen Ökonomie im Gesamtgebäude der ökonomischen Theorie stattgefunden.

Den Mittelpunkt bildet dabei die auf *Clower* zurückgehende Integration der keynesianischen Ökonomie in die Theorie des Allgemeinen (Gütermarkt-) Gleichgewichts. Sie liefert die moderne, mikrotheoretisch fundierte Version der von *Hicks* und *Samuelson* begründeten neoklassischen Synthese und repräsentiert dadurch die evolutionäre (und im Forschungsbetrieb etablierte) Variante des Postkeynesianismus. Von ihr grenzt sich eine von einer relativ kleinen Zahl von Ökonomen<sup>2</sup> vertretene Auffassung ab, die den revolutionären Charakter der keynesianischen Ökonomie betont, indem sie sie als Theorie der Geldwirtschaft versteht und sie dadurch von der gütermarktorientierten neoklassischen Synthese abhebt. Diese im folgenden als fundamentalkeynesianisch bezeichnete Auffassung wird von ihren Vertretern als eigentlich postkeynesianisch eingestuft.

Diese innerkeynesianische Positionsbestimmung hat dem mit der monetaristisch-neoklassischen Kritik eingesetzten „Zerfall des keynesianischen Konsensus“ (*Dean*) keineswegs entgegengewirkt, sondern eher noch verstärkt. Das ist nicht erstaunlich, weil die Positionen fundamentale Unterschiede in der Erfassung des Erkenntnisobjektes „Wirtschaften“ und den Konsequenzen, die sich daraus für die Theoriebildung ergeben, aufweisen. So bleibt die neoklassische Synthese einem Ansatz verpflichtet, dessen Referenz ein Allgemeines Gleichgewicht bildet, das die Bedingungen der Kohärenz des Marktergebnisses formuliert. Demgegenüber beschwört der

---

<sup>1</sup> Diese Kritik zielte allerdings, wie *Leijonhufvud* ins allgemeine Bewußtsein rückte, eher auf das IS-LM-Modell der neoklassischen Synthese als auf *Keynes* selbst.

<sup>2</sup> Zu ihnen zählen *Davidson*, *Kregel*, *Minsky*, *Shackle*, *Weintraub* und, wenn auch nicht mit gleicher Betonung der monetären Aspekte des Keynesianismus, *Robinson*.

Fundamentalkeynesianismus die Evidenz einer „wirklichen Welt“ – der Welt, in der wir leben –, in der es eine historische Zeit mit Vergangenheit, Gegenwart und eine (durch Unsicherheit geprägte) Zukunft gibt, durch die Geld seine herausragende Bedeutung für den Wirtschaftsprozess erhält und die Institutionen entscheidend auf den Wirtschaftsprozess einwirken<sup>3</sup>.

Den Begründungen, die diesen Dissens ausmachen, will dieser Essay nachgehen. Dabei wird sich zeigen, daß die fundamentalkeynesianische Position zu Recht den revolutionären Charakter der keynesianischen Theorie betont, methodisch aber hinter die neoklassische Theorie zurückfällt, weil sie nicht den Ansprüchen genügt, die die Normen der Theoriebildung verlangen. Sie erweist sich deshalb als außerstande, einen inhaltlichen Gegenentwurf zur neoklassischen Ökonomie zu liefern; vielmehr bleibt sie eine spezielle Theorie ohne generelle Fundierung.

Den Angelpunkt der Analyse bildet der Nachweis, daß der keynesianische Fundamentalismus am Mangel einer Kapitaltheorie scheitert, die der Steuerung des Wirtschaftsprozesses durch Geld gerecht wird. Damit wird unterstellt, daß die Kapitaltheorie den Kern<sup>4</sup> einer Theorie bildet und deshalb deren revolutionären Gehalt ausdrücken muß. Ein derartiger methodischer Stellenwert der Kapitaltheorie läßt sich bestreiten. Aber wer ihn bestreitet, braucht dennoch nicht zu leugnen, daß sich die Qualität einer Theorie an der inneren Schlüssigkeit ihrer kapitaltheoretischen Implikationen zeigt<sup>5</sup>. In diesem Sinne läßt sich der Bezug zur Kapitaltheorie als heuristisches Prinzip zur Aufdeckung der grundlegenden Schwächen des keynesianischen Fundamentalismus interpretieren.

Von dieser Fragestellung her ergibt sich der Aufbau des Essays. Als erstes wird der revolutionäre Gehalt der keynesianischen Ökonomie als monetäre Theorie der Produktion herausgearbeitet (Abschnitt II); daran anschließend ist zu zeigen, daß es dem keynesianischen Fundamentalismus infolge der Fassung des Kapitalertrages als Quasirente nicht gelingt, die kapitaltheoretischen Konsequenzen aus einer monetären Theorie der Produktion zu zie-

---

<sup>3</sup> Siehe exemplarisch „Davidsons opus magnum Money and the Real World“. Davidson (1972), 2 (1978); siehe ferner seine Skizze der drei fundamentalkeynesianischen Grundpositionen in Davidson (1981), deutsch (1984a).

<sup>4</sup> Es handelt sich um den „harten Kern“ einer Theorie im Sinne der Methodologie von Lakatos.

<sup>5</sup> Das gilt auch für die neoklassische Ökonomie, deren „harter Kern“, worauf noch einzugehen sein wird, sich einer kapitaltheoretischen Deutung entzieht. In diesem Fall beruht das Theoriedefizit nicht wie beim keynesianischen Fundamentalismus auf einem markttheoretischen Defekt, sondern auf einer unzureichenden Realitätserfassung. Das zeigt sich vielleicht am deutlichsten daran, daß die Vertreter der neoklassischen Ökonomie durchaus den Anspruch an sie stellen, eine Kapitaltheorie zu liefern.

hen (Abschnitt III). Aus diesem Umstand resultiert wiederum eine unangemessene Klärung der Geldfunktion, indem sie (wie bereits bei *Keynes* angelegt) aus der Verbindung von Gegenwart und Zukunft abgeleitet wird (Abschnitt IV). Der Essay schließt mit einigen Bemerkungen über die methodologisch fragwürdige Praxis, die Realität einer Geldwirtschaft gegen die Fiktion eines Allgemeinen Gleichgewichts auszuspielen (Abschnitt V).

## II. Die monetäre Theorie der Produktion

Die moderne, neben *Clower* insbesondere durch *Malinvaud* vertretene neoklassische Synthese erklärt „keynesianische“ Arbeitslosigkeit durch ein Marktversagen, genauer gesagt, durch ein Versagen der Signalfunktion der Preise, die nicht ausdrücken, daß die Unternehmer mit der Beschäftigung von Arbeitern zugleich (konsumierbares) Einkommen schaffen. Das Gütermarktsystem weist deshalb eine doppelte Budgetrestriktion auf: die primäre, die sich auf das Angebot an Ressourcen („Erstausstattungen“), die sekundäre, die sich auf das Angebot an produzierten Gütern bezieht. Die erste Budgetrestriktion begründet eine spekulative, die zweite die tatsächliche Nachfrage.

*Clower* spricht in diesem Zusammenhang von einer dualen Entscheidungshypothese<sup>6</sup>. Dabei führt die primäre Budgetrestriktion zu einer auf einem falschen Preisvektor beruhenden „klassischen“ Arbeitslosigkeit, die sekundäre zu einer auf einer Einkommensrestriktion beruhenden „keynesianischen“ Arbeitslosigkeit. Im ersten Fall bleibt *Walras* Gesetz gültig, indem einem Überschußangebot auf dem Arbeitsmarkt eine Überschußnachfrage auf dem Gütermarkt entspricht; im zweiten Fall wird *Walras* Gesetz verletzt, indem ein Überschußangebot auf dem Arbeitsmarkt mit einem Überschußangebot auf dem Gütermarkt korrespondiert<sup>7</sup>.

Dieser neoklassischen Synthese setzt der keynesianische Fundamentalismus entgegen, daß nicht Einkommensrestriktionen, sondern ein Mangel an effektiver Nachfrage der keynesianischen Einkommenstheorie das Fundament liefere (und ihren revolutionären Gehalt begründe)<sup>8</sup>. Der Mangel an effektiver Nachfrage aber sei ein Mangel an profitabler Produktion, nicht ein Mangel an einem dem Produktionswert entsprechenden Einkommen<sup>9</sup>. Den Test liefern die Allokationsbedingungen bei Vollbeschäftigung: Für diesen Fall postuliert die neoklassische Synthese eine Räumung aller

<sup>6</sup> *Clower* (1965), deutsch (1963), S. 24 ff.

<sup>7</sup> *Malinvaud* (1977), S. 29 ff.

<sup>8</sup> *Davidson* (1984 b), S. 566 f.

<sup>9</sup> *Davidson* (1984 b), S. 563 f.

Märkte, weil die tatsächliche Nachfrage der spekulativen Nachfrage entspricht; demgegenüber bleibt für die keynesianische Ökonomie die Möglichkeit einer nichtprofitablen Produktion (mit der Konsequenz ihrer Reduktion und des Entstehens von Unterbeschäftigung) bestehen<sup>10</sup>.

Den Schlüssel für diese markttheoretische Divergenz liefert die unterschiedliche Behandlung der Nachfrage. Während die neoklassische Synthese davon ausgeht, daß erzielttes Einkommen auch ausgegeben wird, unterstellt die keynesianische Ökonomie die Möglichkeit einer begrenzten Ausgabe des Einkommens. Aus einer konsumtheoretischen Perspektive betrachtet: Während für beide Positionen die Konsumfunktion (mit dem Einkommen als unabhängiger Variable des Faktorangebots) das keynesianische Element der Einkommenstheorie ausmacht (gegenüber der klassischen Annahme einer vom Faktorangebot abhängigen Einkommensbildung), unterstellt die neoklassische Synthese eine Konsumquote von eins, die keynesianische Ökonomie eine Konsumquote von kleiner als eins.

Eine Konsumquote von kleiner als eins reflektiert entscheidungstheoretisch gesehen die Wahl zwischen der Aufgabe und dem Halten von Geld. Damit aber bildet die Liquiditätspräferenz das restringierende Moment des Gütermarktes, begründet den Mangel an effektiver Nachfrage<sup>11</sup> – und weist die keynesianische Ökonomie als monetäre Theorie der Produktion aus. Indem *Clower* und *Malinvaud* den Aspekt einer von der Geldsphäre gesteuerten Einkommensverwendung ignorieren, weisen sie sich als Vertreter der neoklassischen Synthese aus, für die die Allokationsbedingungen des Gütermarktes allein ein Einkommensdefizit abzuleiten erlauben.

Damit basiert für den keynesianischen Fundamentalismus die keynesianische Ökonomie auf einer Verletzung von *Says* Gesetz, die neoklassische Synthese auf einer Verletzung von *Walras* Gesetz<sup>12</sup>. Denn die Verletzung von *Says* Gesetz bedeutet, daß sich ein Angebot nicht seine eigene Nachfrage schafft – somit ein Nachfragedefizit besteht – und die Verletzung von *Walras* Gesetz bedeutet, daß einem Überschußangebot auf dem Arbeitsmarkt nicht eine Überschußnachfrage auf dem Gütermarkt entspricht – somit ein Einkommensdefizit besteht. Damit apostrophiert der keynesianische Fundamentalismus die Allokationsbedingungen der Abweichung von einem (vollständigen) Gleichgewicht, eines Ungleichgewichts bzw. temporären Gleichgewichts. Demzufolge muß der revolutionäre Gehalt der keynesiani-

<sup>10</sup> *Davidson* (1984b), S. 565.

<sup>11</sup> *Davidson* (1984b), S. 566f.

<sup>12</sup> Er kann sich dabei auf *Keynes* berufen, der die Attacke gegen die klassische Schule als Attacke gegen *Says* Gesetz verstand. Siehe z.B. *Keynes* (1936), deutsch (1936), S. 16.

schen Ökonomie darin bestehen, daß Ungleichgewicht zum Konstituens des Wirtschaftens – des Wirtschaftens unter Ungleichgewichtsbedingungen – wird und dem Wirtschaften unter Gleichgewichtsbedingungen als Topos der klassischen Schule gegenübersteht.

Ein derartiges Ausspielen von Ungleichgewicht gegen Gleichgewicht aber ist methodisch unzulässig. Denn die Methodologie der Theoriebildung verlangt, Ungleichgewicht und Gleichgewicht als Komplementäre zu fassen, da ein *Ungleichgewicht* die Vorstellung von einem Gleichgewicht, an dem es sich mißt, voraussetzt. Bereits an dieser Stelle gerät der keynesianische Fundamentalismus auf die schiefe Bahn. Denn indem er einen Gegensatz von Ungleichgewichtsökonomie und Gleichgewichtsökonomie konstruiert, macht er die Ungleichgewichtsökonomie zum Ausdruck der „Real World“, der „wirklichen Welt“ eines Ungleichgewichts. Damit aber unterschlägt er, daß der Begriff Ungleichgewicht in gleicher Weise wie der Begriff Gleichgewicht eine theoretische Konstruktion darstellt. Folglich kann Ungleichgewicht nicht als Abbild der Realität den Kontrapunkt zur Fiktion eines Gleichgewichts bilden.

Der keynesianische Fundamentalismus muß sich deshalb fragen lassen, wie seine Vorstellung vom Gleichgewicht beschaffen sei. Auf diese Frage weiß er keine Antwort. Denn die Formulierung eines Gleichgewichts setzt die Akzeptanz entweder von *Walras* Gesetz oder von *Says* Gesetz voraus. Auf *Walras* Gesetz kann er sich nicht berufen, auf *Says* Gesetz will er sich nicht berufen. Aber die methodische Notwendigkeit, eine Theorie des Ungleichgewichts auf der Grundlage einer Gleichgewichtsvorstellung zu entwickeln<sup>13</sup>, entzieht der Ablehnung von *Says* Gesetz den Boden. Eine Gleichgewichtsbestimmung verlangt die Akzeptanz von *Says* Gesetz, weil Gleichgewicht an eine Übereinstimmung von Angebot und Nachfrage gebunden ist, markttheoretisch ein Gleichgewicht ausdrückt, daß sich ein Angebot seine Nachfrage geschaffen hat.

Deshalb kann ausschließlich eine divergierende markttheoretische Interpretation den revolutionären Gehalt der keynesianischen Ökonomie ausmachen<sup>14</sup>. Sie besteht darin, daß nicht mehr wie in der klassisch-neoklassi-

---

<sup>13</sup> Sie drückt den „harten Kern“ der Theorie im Sinne von *Lakatos* aus.

<sup>14</sup> Davon bleibt unberührt, daß es *Keynes* wie dem keynesianischen Fundamentalismus gerade auf die (von der neoklassischen Ökonomie ignorierte) Möglichkeit einer Verletzung von *Says* Gesetz ankommt. Denn ohne Rekurs auf die zugrunde liegende Gleichgewichtsvorstellung wiegt eine Kritik an der neoklassischen Ökonomie nicht schwer, die ja im Rahmen einer Theorie temporärer Gleichgewichte, die eine intertemporale Ressourcenübertragung berücksichtigt, stets eine Kompatibilität mit *Says* Gesetz herstellen kann. *Clower* spricht denn auch ganz unbefangen – im Kontext seines Ansatzes völlig zu Recht – von einer generellen Gültigkeit von *Says* Prinzip, das

schen Werttheorie das Angebot an Faktoren – in der klassischen Ökonomie die „originären“ Produktionsfaktoren Arbeit und Boden, in der neoklassischen Ökonomie allgemein eine Erstausrüstung an Ressourcen –, sondern die Verfügung über Geld die Produktion steuert und damit – im Gleichgewicht – deren Umfang begrenzt. Die monetäre Theorie der Produktion begründet damit ein Gleichgewicht, bei dem sich ein produziertes Angebot, dessen Höhe monetär bestimmt ist, eine eigene Nachfrage schafft.

Markttheoretisch fungiert damit Geld als generelle Budgetrestriktion des Marktsystems. Damit übt Geld keine ökonomische Funktion analog zu in Mengeneinheiten meßbaren Ressourcen aus. Vielmehr dominiert Geld den Einsatz von Ressourcen. In diesem Sinne unterstellt die keynesianische Ökonomie ein hierarchisch gegliedertes Marktsystem, bestehend aus zwar miteinander agierendem, aber unabhängig voneinander definiertem Vermögens- und Gütermarkt (einschließlich des Arbeitsmarktes)<sup>15</sup>. Es handelt sich dabei um Markttypen mit jeweils spezifischen Allokationsbedingungen, wobei der Vermögensmarkt den Gütermarkt beherrscht<sup>16</sup>. Formal entspricht diesem Marktsystem die Nichtanwendbarkeit von *Walras* Gesetz, weil die Hierarchie eines Marktsystems seiner methodischen Grundlage den Boden entzieht, daß Güter- und Vermögensmarkt in einer wechselseitigen Beziehung zueinander stehen und eine Simultaneität der Allokationslösung bewirken<sup>17</sup>.

---

ausdrücke, „daß keine Marktpartei bewußt irgendwelche Gütermengen zu kaufen plant, ohne gleichzeitig zu planen, diese Käufe entweder durch Gewinneinkommen oder durch den Verkauf gewisser Mengen anderer Güter zu finanzieren“. (*Clower* (1963), S. 22). Damit aber vermag auch aus inhaltlichen Gründen die Verletzung von *Says* Gesetz nicht den revolutionären Gehalt der keynesianischen Ökonomie zu begründen. *Davidsons* Kritik an der neoklassischen Synthese, sie unterstelle eine Konsumquote von eins, muß deshalb solange folgenlos bleiben, als nicht nachgewiesen wird, daß das Halten von Geld eine andere markttheoretische Qualität als das Halten von Ressourcen aufweist.

<sup>15</sup> Verstanden als System von Einzelmärkten, d.h. als makrotheoretischer Ausdruck des jeweiligen Markttyps.

<sup>16</sup> Eine Markthierarchie unterstellt – anders als die Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts – auch die neoklassische monetäre Ökonomie – am deutlichsten in der Quantitätstheorie –, nur daß sie umgekehrt eine Dominanz des Gütermarktes über den Vermögensmarkt postuliert, indem sie, wie in der alten Version, Geld als „Schleier“ über die Tauschverhältnisse betrachtet oder, wie in der modernen Version, eine Realkassenhaltung der Individuen unterstellt. Darin kristallisiert sich der Umstand, daß für sie ein Vektor von Erstausrüstungen dem Marktsystem die generelle Budgetrestriktion liefert, durch die die reale Geldmenge die allokationstheoretische Funktion der Verbindung von Güter- und Geldsphäre ausdrückt (und die nominale Geldmenge zum Störfaktor des Wirtschaftsprozesses wird).

<sup>17</sup> So verlangt *Walras* Gesetz, daß einem Überschußangebot auf dem Gütermarkt eine Überschußnachfrage auf dem Vermögensmarkt entspricht, während bei unabhängig definiertem Gütermarkt und Vermögensmarkt ein Überschußangebot auf dem

Entscheidungstheoretisch gesehen, steuern die Vermögensbesitzer das Marktsystem, indem sie die Verfügung über Geld („Vermögen“) knapphalten. Dabei läßt sie die Unsicherheit des Vermögensrückflusses das Angebot an (Aufgabe von) Liquidität knapphalten. Die Vermögensbesitzer stehen somit vor dem doppelten Entscheidungskalkül, einerseits die Verzinsung des Vermögensobjektes („Rendite“) zu kalkulieren, andererseits die Sicherung des Vermögensrückflusses abzuschätzen. Letzterem hat *Keynes* mit der Liquiditätsprämie einen preistheoretischen Ausdruck gegeben. Sie drückt die Bereitschaft zu einem Angebotsverzicht des Vermögensbesitzers aus. In der keynesianischen Ökonomie tritt somit ein (subjektiv bestimmter) Angebotsverzicht an die Stelle der für die klassische Schule typischen (objektiven) Angebotsbeschränkungen. Aus der Knappheit (*scarcity*) wird ein Knapphalten (*contrived scarcity*).

Damit sind in der keynesianischen Ökonomie die Gleichgewichtsbedingungen dadurch bestimmt, daß sich ein Angebotsvektor über die Bildung des Preisvektors die entsprechende Nachfrage geschaffen hat. Analog wird ein Expansions- bzw. Kontraktionsprozeß durch die Angebotsseite ausgelöst. Er findet seine entscheidungstheoretische Begründung in einer sinkenden bzw. steigenden Liquiditätspräferenz der Einkommensproduzenten. Die Verletzung von *Says* Gesetz wiederum zeigt eine Abweichung der Nachfrage von der Produktion des Gleichgewichts an. Der Expansions- bzw. Kontraktionsprozeß wird dann durch die Nachfrageseite ausgelöst. Er findet seine entscheidungstheoretische Begründung darin, daß eine sinkende bzw. steigende Liquiditätspräferenz der Einkommensverwender zu einer Inkompatibilität von Ausgaben und Produktion führt.

Man sieht, daß erst die Referenz auf das Gleichgewicht einer Produktionsökonomie klärt, daß es sich beim Vorgang einer (vermehrten) Geldhaltung nicht um eine intertemporale Transponierung von Ressourcen handelt, wie sie die Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts (als temporäres Gleichgewicht) deduziert. Vielmehr bewirkt die („freiwillige“) Änderung der Dispositionen über Geld eine („unfreiwillige“) Änderung des Einsatzes von Ressourcen und indiziert dadurch die Dominanz der Geldsphäre. Diese Allokationsbedingungen der Interaktion beider Markttypen berühren

---

Gütermarkt in keinem Zusammenhang mit der Marktconstellation des Vermögensmarktes steht. Dank ihrer hierarchischen Struktur rekuriert deshalb die Quantitätstheorie auch auf *Says* Gesetz, nicht auf Walras Gesetz. Darin drückt sich die von ihr unterstellte Dichotomie von Geld- und Gütersphäre aus. *Patinkins* Ansatz, Geld in das Allgemeine Gleichgewicht zu integrieren, ist allein deshalb mißglückt, weil das Preisniveau, das dem Gut „Geld“ zugeordnet wird, ein Amalgam der Preisänderungen von Gütern, nicht aber der Preis des Geldes ist. Siehe *Patinkin* (1956), 2 (1965), S. 403 ff.

jedoch nicht *Says* Gesetz, weil es sich ausschließlich auf den Gütermarkt bezieht<sup>18</sup>.

Das aber heißt, daß zwei Formen von Unterbeschäftigung zu unterscheiden sind. Die angebotsbedingte Form ergibt sich aus (den Grenzen) der Produktionsbereitschaft der Unternehmer (bzw. der Vermögensbesitzer als Bereitsteller von Geld). Sie basiert auf der Gültigkeit von *Says* Gesetz. Sie drückt dabei, wie im nächsten Abschnitt ausführlich zu begründen sein wird, ein konstitutives Prinzip von Marktwirtschaften aus, aus sich selbst heraus einen Überschuß an Ressourcen („Käufermarkt“) herzustellen. Demgegenüber beruht die nachfragebedingte Form der Unterbeschäftigung auf einer Diskrepanz der Nachfrage gegenüber dem (produzierten) Angebot; dadurch begründet sie ein Ungleichgewicht mit der (möglichen) Tendenz zu einem Gleichgewicht auf niedrigerer Stufenleiter. Bei dieser Marktkonstellation wird *Says* Gesetz verletzt, weil sich das produzierte Angebot nicht mehr seine eigene Nachfrage schafft<sup>19</sup>.

Dabei kann von einer Verletzung von *Says* Gesetz ein Preis- und ein Mengeneffekt ausgehen. Die Logik der Gleichgewichtskonstellation, daß sich die Produktion eine eigene Nachfrage schafft, verlangt dabei, daß der Preiseffekt lediglich kurzfristig auftritt, sich somit langfristig die Produktionsbedingungen durchsetzen.

---

<sup>18</sup> Damit ist jedoch der generellen Gültigkeit von *Says* Prinzip, wie es *Clower* formuliert, die markttheoretische Grundlage entzogen, da die Dispositionen über Geld von der Planung der Gütermengen zu trennen sind und deshalb geplante Ausgaben und Einnahmen divergieren können.

<sup>19</sup> *Kregel*, der als einer der wenigen Fundamentalkeynesianer die Notwendigkeit thematisiert, einen Gegenentwurf zur neoklassischen Gleichgewichtskonzeption zu liefern, versucht – in der Tradition von *Keynes* – Gleichgewicht mit einer Verletzung von *Says* Gesetz zu verknüpfen, indem er als spezifisches Moment eines keynesianischen Gleichgewichts die Konstanz von Erwartungen postuliert, die einen „nichtgeräumten“ Arbeitsmarkt implizieren. Diese fraglos notwendige Bedingung eines keynesianischen Gleichgewichts kann aber nicht hinreichen, solange die markttheoretischen Grundlagen ungeklärt bleiben, die die Bindung konstanter Erwartungen an ein Gleichgewicht erlauben. Eine neoklassische Kritik hat es deshalb leicht, *Kregel* Paroli zu bieten: Sie kann darauf verweisen, daß die Bindung eines Gleichgewichts an langfristig konstante Erwartungen bei fehlender Marktträumung fragwürdig bleibe, weil der Marktdruck auf die Reallöhne die Annahme stabiler Erwartungen ausschließe. Erst der Nachweis, daß die Steuerung des Einsatzes der Ressource Arbeit durch Geld dazu führt, daß ein Überschußangebot an Arbeit aus der Marktökonomie herausfällt (und deshalb von einer Lohnreduktion keine Revision der Erwartungen im Sinne des klassischen Vollbeschäftigungspostulats ausgehen kann), liefert *Kregels* Postulat die hinreichende Bedingung. Eine derartige markttheoretische Begründung bindet jedoch die Konstanz der Erwartungen an „leergeräumte“ Märkte und damit an die Gültigkeit von *Says* Gesetz. Siehe *Kregel* (1976), S. 220 ff., insbesondere S. 220n.



Markttheoretisch impliziert der Preiseffekt die Existenz von Angebotsbeschränkungen bzw. Angebotsüberschüssen auf dem Gütermarkt<sup>20</sup>, der Mengeneffekt eine erfolgte Anpassung der Kapazitäten an eine veränderte Nachfrage. Der Logik von Preis-Mengen-Beziehungen entspricht es, daß als Folge eines autonomen Nachfrageimpulses Preis- und Mengeneffekt simultan auftreten, wobei dann im Verlaufe der Anpassung der Kapazitäten an die veränderte Nachfrage der Preiseffekt sukzessive zugunsten des Mengeneffekts zurückgeht.

Dieser Wirkungsmechanismus markiert einen fundamentalen Unterschied zur herrschenden Orthodoxie, die gerade umgekehrt einen sukzessiven Mengen- und Preiseffekt postuliert. Die Divergenz resultiert daraus, daß die Rekonstitution des Gleichgewichts an veränderte Marktbedingungen im Kontext einer monetären Theorie der Produktion eine Anpassung des Angebots an die durch die Produktionsbedingungen determinierten Preise, im Kontext der Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts eine Anpassung der Preise an ein vorgegebenes Angebot erfordert. Man sieht, wie sehr der Postkeynesianismus der Orthodoxie verhaftet bleibt, wenn er, auf Vollbeschäftigung setzend, den kurzfristigen Mengeneffekt (bei Unterbeschäftigung) vor dem langfristigen Preiseffekt (bei Vollbeschäftigung) betont – und der Theorienstreit (beispielsweise zwischen Fiskalisten und Monetaristen) allein die Intensität und Dauer des Mengeneffekts betrifft.

Entsprechend bleibt für den keynesianischen Fundamentalismus Vollbeschäftigung die Referenzgröße für die Verletzung von *Says* Gesetz – so indiziert, wie wir gesehen haben, für *Davidson* ein Gleichgewicht bei Unterbeschäftigung eine nichtprofitable Produktion bei Vollbeschäftigung. Damit aber wird der „harte Kern“ einer monetären Theorie der Produktion, daß die Liquiditätspräferenz der Produktion die Grenzen setzt, eliminiert. Dem keynesianischen Fundamentalismus liefert nicht, wie es korrekt wäre, ein Mangel an Produktion, der die effektive Nachfrage begrenzt, sondern der Mangel an einer effektiven Nachfrage, die eine Produktion bei Vollbeschäftigung erlaubt, die Begründung für Unterbeschäftigung.

Die Vorstellung, daß ausgerechnet für eine monetäre Theorie der Produktion Vollbeschäftigung das Kriterium liefern soll, daß sich ein produziertes Angebot seine eigene Nachfrage schafft, bleibt widersprüchlich. Mit Vollbeschäftigung als Referenzgröße liefert sich deshalb der keynesianische Fundamentalismus einer Orthodoxie aus, die ein abgrenzbares Potential an Res-

---

<sup>20</sup> Sie führen dazu, daß der Profit über (unter) sein Gleichgewichtsniveau steigt (sinkt). Demgegenüber induzieren beispielsweise Angebotsbeschränkungen auf dem Arbeitsmarkt, die zu einer Überschufnachfrage nach Arbeit führen, eine Aufschaukelung von Löhnen und Preisen.

sources braucht, um Unterbeschäftigung als Abweichung vom (vollständigen) Gleichgewicht und damit als Fehlallokation interpretieren zu können. Für die neoklassische Ökonomie muß aus diesem Grunde ein vorgegebenes Angebot seine eigene Nachfrage schaffen. Die orthodoxen Wurzeln des keynesianischen Fundamentalismus, seine Unfähigkeit zu erfassen, daß die Marktfähigkeit von Ressourcen an die Einkommenseffekte der Produktion gebunden ist<sup>21</sup>, zeigen sich damit bereits an seiner Einkommenstheorie. Sie setzen sich in seiner Kapitaltheorie fort.

### III. Die kapitaltheoretischen Implikationen

Wenn eine monetäre Theorie der Produktion dadurch gekennzeichnet ist, daß das (knappgehaltene) Angebot an Geld die Budgetrestriktion des Marktsystems bildet, so muß der Knappheitspreis für Geld den Wirtschaftsprozess steuern. Der Knappheitspreis für Geld aber ist der Zinssatz. Eine monetäre Theorie der Produktion verlangt somit eine monetäre Zinsbestimmung.

Während im Modell des Allgemeinen Gleichgewichts ein Vektor an Erstausrüstungen die Budgetrestriktion bildet, existiert für die keynesianische Ökonomie eine das Marktsystem umfassende Budgetrestriktion. Die keyne-

---

<sup>21</sup> Der keynesianische Fundamentalismus kann seine Einkommentheorie zwar insofern auf *Keynes* stützen, als er sie an die Verletzung von *Says* Gesetz bindet. Aber im Rahmen von markttheoretischen Überlegungen wendet *Keynes* durchaus das hier vertretene Konzept an. Das zeigt sich am deutlichsten an seiner Theorie der Nominallohnpolitik, wenn er Nominallohnkürzungen bei Unterbeschäftigung als Störfaktor des Wirtschaftsprozesses diagnostiziert und damit Reaktionen des Arbeitsmarktes auf Unterbeschäftigung als marktwidrig apostrophiert. Bezeichnenderweise führt er diese Analyse im 2. Kapitel der *General Theory* durch, also vor der Entwicklung der eigentlichen Einkommenstheorie, deren Konsequenzen für die Nominallohnpolitik dann im 19. Kapitel behandelt werden. Seine Analyse steht dabei auf quantitätstheoretischem Boden, was er im übrigen in Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Forschung, allen voran *Pigou*, durchaus gesehen hat; sie impliziert damit auch keine Verletzung von *Says* Gesetz. Für *Keynes* liefert deshalb auch nicht die effektive Nachfrage, die von einer Nominallohnkürzung erwarteten Reallohnsenkung ausgeht, sondern die steigende Liquiditätspräferenz, die eine durch eine Nominallohnkürzung verstärkte Deflation hervorruft, das Argument gegen Nominallohnkürzungen. Deshalb verlangt auch nicht, wie es der keynesianische Fundamentalismus unterstellt, eine monetäre Theorie der Produktion die Unterstellung starrer Löhne; vielmehr zeigt sie, daß starre Löhne ein stabilisierendes Moment des Wirtschaftsprozesses bleiben. Damit werden terminierte Lohnkontrakte, wie es die Normen der Theoriebildung verlangen, als ein institutionelles Moment aus der monetären Werttheorie deduziert und nicht wie beim keynesianischen Fundamentalismus als institutionelles Apriori einer monetären Werttheorie eingeführt. Siehe in diesem Zusammenhang *Keynes* (1936), S. 10 ff.; zur fundamentalkeynesianischen Position starrer Löhne *Davidson* (1980), S. 301.

sianische Zinstheorie unterscheidet sich damit in doppelter Beziehung von ihrem neoklassischen Pendant: Zum einen fungiert der Zins nicht als Preis für Konsumverzicht, sondern als Preis für die Aufgabe von Liquidität, somit als Preis dafür, daß der Vermögensbesitzer auf die Verfügung über Liquidität verzichtet. Das macht den monetären Charakter der keynesianischen Ökonomie aus. Zum anderen ist der Zins der sich aus der Hierarchie des Marktsystems ergebende generelle Knappheitspreis, drückt aber nicht ein System von (relativen) Preisen aus. Denn auf dem Vermögensmarkt wird über die uniforme Kategorie Geld disponiert, während auf dem Gütermarkt so viele Preise wie unterscheidbare Güter existieren<sup>22</sup>.

Die Nachfrage nach Geld kann zum einen die Geldhaltung, zum anderen die Durchführung eines Produktionsprozesses bezwecken. Im ersten Fall erfolgt die Zinszahlung direkt aus dem Einkommen der Geldhalter, im anderen Fall erfolgt sie indirekt über die Erzielung von Preisen, die die (Lohn-)Kosten übersteigen. Damit aber ist profiterzielendes Kapital, definiert als Wert eines Produktionsmittels, das nicht in der eingesetzten Periode verwertet wird<sup>23</sup>, eine Form der Aufgabe von Liquidität.

Kapital stellt einen Geldvorschuß dar, der zur Durchführung der Produktion notwendig ist. Folglich ist auch die Profitrate ein Preis für die Aufgabe von Liquidität, ist ein monetär bestimmter Zinssatz oder, wenn man so will, ein sich auf dem Gütermarkt herausbildender Zinssatz. Die Wertbezogen-

---

<sup>22</sup> Das schließt die Existenz unterschiedlicher Vermögensformen nicht aus, die eine divergierende Ausstattung von Kontrakten ausdrücken. Entscheidend ist, daß auf dem Vermögensmarkt Gleichgewicht auf einer Anpassung der Preise unterschiedlicher Vermögensformen beruht, somit lediglich Zinsdifferenzen bestehen, während auf dem Gütermarkt Gleichgewicht eine Übereinstimmung von (atemporalen und intertemporalen) Preisverhältnissen und Grenznutzenverhältnissen verlangt. Deshalb bestehen so viele Zinssätze wie unterscheidbare Güter. Darin drückt sich der intertemporale Charakter des Preissystems aus. Die bis heute in der Forschung dominierende Vorgehensweise, die Existenz eines spezifischen Gutes „Nichtkonsum“ bzw. „Realkapital“ zu unterstellen, um die Ableitung eines einheitlichen (Gleichgewichts-) Zinssatzes zu ermöglichen, stellt vielleicht das eindrucksvollste Zeugnis der Verletzung der Logik der Tauschökonomie im Dienste der Anpassung an die Funktionsbedingungen einer Geldwirtschaft dar.

<sup>23</sup> Im Kontext der klassischen Ökonomie hat insbesondere *Marx*, im Kontext der neoklassischen Ökonomie insbesondere *Böhm-Bawerk* herausgearbeitet, daß ein produziertes Produktionsmittel kein Reineinkommen erzielen kann. Aber beiden mißlingt die Lösung des Problems: *Marx*, indem er der markttheoretisch fragwürdigen klassischen Vorstellung eines Überschusses verhaftet bleibt – ihr sogar eine nicht weniger fragwürdige mikrotheoretische Fundierung gibt, indem er zwischen Werten und Preisen unterscheidet („Transformationsproblem“) –, *Böhm-Bawerk*, indem sich in seine Theorie der Mehrergiebigkeit der Produktionsumwege doch wieder die Produktionsmitteleigenschaft des Kapitals einschleicht und als Folge temporäre Gewinne (bei *Marshall*: Quasirenten) dafür herhalten müssen, den Zins zu erklären.

heit des Kapitalertrages verlangt, daß Kapital als Form der Aufgabe von Liquidität, nicht jedoch als Produktionsmittel einen Ertrag abwirft. Die Bemessungsgrundlage des Profits ist somit eine Wertgröße, der Produktionsmittelwert, nicht aber das Produktionsmittel selber.

Damit werden die Konturen einer keynesianischen Kapitaltheorie deutlich: Kapital erzielt einen Ertrag, weil es knappgehalten wird, genauer gesagt, weil der Geldvorschuß, der dem Kauf von Produktionsmitteln dient, knappgehalten wird. Demgegenüber deduziert die klassisch-neoklassische Ökonomie den Ertrag des Kapitals aus dessen Produktionsmitteleigenschaft. Das macht ihren Defekt aus: in der neoklassischen Kapitaltheorie dadurch, daß Kapital fälschlicherweise als Menge („Realkapital“) interpretiert wird<sup>24</sup> und dank seiner Knappheit eine (Grenz-)Produktivität aufweist, in der klassischen Kapitaltheorie dadurch, daß Kapital, obwohl korrekt als Kapitalwert definiert, dennoch als Produktionsmittel interpretiert wird<sup>25</sup>. Der markttheoretische Defekt der neoklassischen Ökonomie zeigt sich dabei darin, daß sie einen Wert zur Menge macht, der der klassischen Ökonomie darin, daß sie den Überschuß der Preise über die Kosten („surplus“) nicht werttheoretisch, somit nicht aus Knappheit erklären kann<sup>26</sup>.

Die neoklassische und klassische Kapitaltheorie weisen Schwächen auf, die die Unfähigkeit der ihnen zugrunde liegenden Werttheorien, die Funktionsbedingungen einer Geldwirtschaft angemessen zu erfassen, reflektieren. Dennoch bleiben sie in sich schlüssig, weil sie der Logik der jeweiligen

---

<sup>24</sup> Diese Konfundation beruht auf dem Mißverständnis, daß eine monetäre Kategorie durch Deflationierung zu einer Mengenkategorie wird. In Wahrheit aber bleibt ein derartig ermitteltes Realkapital eine monetäre Kategorie, die monetäre Kategorie eines Periodenvergleichs. Entsprechendes gilt für den Realzinssatz: Die Deflationierung des Nominallohnzinssatzes durch die Preissteigerungsrate macht nicht aus dem Geldpreis einen Güterpreis, sondern aus dem Geldpreis der laufenden Periode einen Geldpreis des Periodenvergleichs. Dieser Fehlschluß läßt sich schon bei *Fisher* registrieren, wenn er den Realzinssatz als kompositorische Güterzinnsrate interpretiert. Siehe *Fisher* (1930), deutsch (1932), S. 35 f.

<sup>25</sup> Das zeigt sich beispielsweise bei *Sraffa* darin, daß (fixes) Kapital in Analogie zu „Wolle und Hammelfleisch“ als Kuppelprodukt interpretiert wird, obwohl völlig korrekt Kapital ebenso wie sein „nichtverschlissener“ Teil als Wert in den Produktionsgleichungen erscheint. Siehe *Sraffa* (1960), deutsch (1976), S. 89.

<sup>26</sup> Die Erklärung des Profits aus der Vorgabe eines (Subsistenz-)Lohnes scheitert in der ricardianischen Variante, die den Profit als Wert des Produktionsüberschusses faßt, daran, daß sie die Verwendungsstruktur des Lohnes vorgeben muß, um diesen als Produktionsmittel interpretieren zu können („Korntheorie des Profits“), in der sraffianischen Variante, die Profit und Lohn als Bestandteil des Wertes des Produktionsmittelüberschusses faßt („Freiheitsgrad der Einkommensverteilung“), daran, daß der Profit als Überschuß der Preise über die Kosten unter Konkurrenzbedingungen nicht auftreten kann, d. h. ohne Knappheitstheoretische Fundierung des Profits der Produktionsüberschuß lediglich aus Lohneinkommen besteht.

Werttheorie entsprechen. Demgegenüber liefert der keynesianische Fundamentalismus eine in sich höchst widersprüchliche Kapitaltheorie. Denn trotz des Anspruchs, eine monetäre Theorie der Produktion zu formulieren und zugleich den Zins als monetäres Phänomen zu interpretieren<sup>27</sup>, verläßt die Profiterklärung nicht den produktionstheoretischen Rahmen: Die Quelle des Profits bildet der Gewinn, der aus einem beschränkten Angebot der eingesetzten Produktionsmittel resultiert. Der Gewinn ist somit eine Quasirente<sup>28</sup>, wobei der Profit einschließlich der Abschreibung – der Bruttoprofit – die Differenz zwischen Quasirente und Zinsen ausmacht<sup>29</sup>.

Dieser Bezug auf *Marshall's* Konzept der Quasirente, der den keynesianischen Fundamentalismus generell charakterisiert, wird mit dessen anti-equilibristischer Fundierung begründet, die einer Kapitaltheorie bedürfe, in der der Gewinn ein transitorisches Phänomen sei, sich im besonderen auf eine wachsende Wirtschaft beziehe<sup>30</sup>.

Nun ist fraglos eine Übertragung der bei *Marshall* analytisch – eben als dynamisches Phänomen – gefaßten Quasirente auf den Akkumulationsprozeß legitim<sup>31</sup>. Aber eine derartige Vorgehensweise entbindet nicht von der Notwendigkeit, eine spezifisch markttheoretische und damit knappheitstheoretische Begründung des Profits zu liefern. Denn die Quasirente ist nicht allein ein transitorisches, sondern ebenfalls ein temporäres Phänomen, charakterisiert dadurch, daß sie der Konkurrenzmechanismus durch die Zuführung neuen Kapitals langfristig – d. h. im Gleichgewicht – zum Verschwinden bringt.

Demgegenüber liefert der Profit einen Kapitalertrag, der einen dauernden Einkommensstrom darstellt und deshalb auch im (vollständigen) Gleichgewicht auftritt. Das aber heißt, daß Quasirente und Profit einer gesonderten knappheitstheoretischen Fundierung bedürfen. Der keynesianische Fundamentalismus aber liefert lediglich eine knappheitstheoretische Fundierung der Quasirente, nicht jedoch des Profits. Vielmehr stellt der Profit die Differenz zwischen Quasirente und (monetär bestimmtem) Zins dar.

<sup>27</sup> Siehe z. B. *Davidson* (1984b), S. 569.

<sup>28</sup> Siehe *Davidson* (1978), S. 59 f.; *Minsky* (1975), S. 83 ff.

<sup>29</sup> *Minsky* (1975), S. 84; *Robinson* (1956), S. 13, S. 45.

<sup>30</sup> Siehe z. B. *Davidson* (1978), S. 59 ff.

<sup>31</sup> Damit begründet *Robinson* die Verwendung des Konzepts der Quasirente für eine Theorie der Akkumulation des Kapitals. Ihr Verfahren, den Zins unter die Dividenden an die Aktienbesitzer zu subsumieren und entsprechend den Profit als unverteilten Gewinn zu interpretieren, ist jedoch nur solange unbedenklich, als kein markttheoretischer Zusammenhang zwischen der Genesis der Quasirente und einer monetären Zinsbestimmung hergestellt wird. *Robinson* (1956), S. 45.

Das Verfahren, einerseits den Zins geldtheoretisch und damit aus einer Wertknappheit, andererseits jedoch den Bruttoertrag, d.h. die Quasirente, produktionstheoretisch und damit aus einer Mengenknappeit zu erklären, macht eine analytisch angemessene Verknüpfung von Zins- und Profittheorie unmöglich. Denn es mißachtet ein Grundprinzip der Entscheidungslogik, daß kommensurable Kategorien – in diesem Fall: in Geld gemessene Vermögensformen – dem Opportunitätskostenprinzip unterliegen<sup>32</sup>. Durch diese werttheoretische Inkonsistenz fällt der keynesianische Fundamentalismus methodisch hinter die neoklassische Kapitaltheorie zurück<sup>33</sup>. Vielmehr endet er in einem forschungsstrategischen Desaster: Er ist weder Fisch noch Fleisch, wird halb zur geldorientierten, bleibt halb ressourcenorientierte Theorie der Allokation.

#### IV. Geld als Zeitmaschine

Das Desinteresse des keynesianischen Fundamentalismus an einer eigenständigen Kapitaltheorie mag von der Betonung der monetären Fundierung der keynesianischen Ökonomie, die den Kontrapunkt zur neoklassischen Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts setzt, herrühren. Während sich für die neoklassische Ökonomie Geld im Prinzip nicht von Ressourcen unterscheidet, Geld bestenfalls diejenige Ressource darstellt, die den Tauschprozeß ökonomisiert, bildet für den keynesianischen Fundamentalismus Geld dasjenige Medium, das als einziges in einer Welt der Unsicherheit Sicherheit gewährt<sup>34</sup>. Geld erhält dabei seine Funktion dadurch, daß es Eigenschaften aufweist, über die Ressourcen nicht verfügen. Denn während Ressourcen der Preisbildung unterliegen, durch die ihr Wert ständigen Schwankungen ausgesetzt ist, gilt dies nicht für Geld als diejenige Wertkategorie, in der sich die Preise ausdrücken. Damit setzt die keynesianische Ökonomie dem Postulat der neoklassischen Ökonomie, daß jede Ressource als Wertstandard – als numéraire – fungieren kann, entgegen, daß stets ein ganz bestimmtes Medium dank seiner spezifischen Eigenschaften den Wertstandard bildet und dadurch zu Geld wird.

---

<sup>32</sup> Die Deduktion des Profits aus der Quasirente folgt vielmehr klassischem Denken, dem eine entscheidungslogische und damit knappheitstheoretische Fundierung der Wertbildung fremd war. Einen derartigen „klassischen“ Ansatz hat ebenfalls *Schumpeter* in seiner Entwicklungstheorie vertreten, indem der Zins als Steuer auf den (evolutionär bestimmten) Unternehmergewinn fungiert.

<sup>33</sup> In der neoklassischen Ökonomie bildet denn auch der Profit – als pure profit – ein Einkommen, das keinem Faktor zufließt. Er stellt damit eine markttheoretisch andere Kategorie als ein dem Kapital zufließender Profit dar.

<sup>34</sup> *Davidson* (1978), S. 15 f.

Diese Eigenschaften des Geldes arbeitet *Keynes* im 17. Kapitel der *General Theory* heraus. Sie bestehen aus einer niedrigen Produktionselastizität und einer niedrigen Substitutionelastizität<sup>35</sup>. Die niedrige Produktionselastizität drückt dabei aus, daß Geld nicht beliebig produzierbar ist, so daß bei einem Sinken der Preise von Gütern nicht „mehr Arbeit auf die Erzeugung von Geld abgelenkt (werden kann)“. Da diese Eigenschaft jedoch für alle Seltenheitsgüter gilt, von, wie *Keynes* sich ausdrückt, „allen reinen Rentenfaktoren erfüllt (wird), deren Erzeugung vollkommen unelastisch ist“, liefert erst die niedrige Substitutionelastizität die hinreichende Bedingung dafür, Geld zu charakterisieren. Sie bedeutet, daß bei einem Sinken der Preise von Gütern „keine Neigung vorhanden ist, (Geld) durch irgendeinen anderen Faktor zu ersetzen“<sup>36</sup>.

Kraft dieser Eigenschaften erhält Geld die Funktion eines Wertaufbewahrungsmittels, wird, genauer gesagt, zu jenem Vermögensbestand, der als einziger ökonomische Sicherheit verleiht, weil allein er sich der Logik von Preis-Mengen-Beziehungen entzieht<sup>37</sup>. In einer Welt der Unsicherheit, in der Geld den Garanten für ökonomische Sicherheit bildet, führt die Einschätzung einer erhöhten Unsicherheit zu einer verstärkten Geldhaltung, die den Zinssatz erhöht, ohne daß wie bei Ressourcen ein durch den Substitutionsprozeß gesteuerter kompensatorischer Effekt auftritt. Ausdruck einer solchen Marktkonstellation ist Unterbeschäftigung. Unterbeschäftigung hat somit monetäre Ursachen, ist Ausfluß einer verstärkten Geldhaltung, die den Zinssatz in die Höhe treibt.

Das spezifische Moment einer keynesianischen Werttheorie wird an dieser Stelle deutlich: Während für die neoklassische Ökonomie lediglich Güter existieren, die der Logik von Preis-Mengen-Beziehungen folgen und damit dem Substitutionsprinzip unterliegen, weist für die keynesianische Ökonomie Geld diese Eigenschaften nicht auf. Damit aber verletzt Geld die Normen, die der Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts zugrunde liegen. Die keynesianische Ökonomie läßt sich – entgegen den Annahmen der neoklassischen Synthese – nicht unter die Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts subsumieren, weil die Existenz, Eindeutigkeit und Stabilität der Gleichgewichtslösung und damit die Gültigkeit von *Walras* Gesetz, daß ein Preisvektor existiert, der eine Marktträumung erlaubt, an das Substitutionsprinzip (*gross substitution*) gebunden ist<sup>38</sup>.

---

<sup>35</sup> *Keynes* (1936), S. 192 ff.

<sup>36</sup> *Keynes* (1936), S. 193.

<sup>37</sup> Inflation bedeutet somit, daß die Vermögenssicherungsfunktion des Geldes ausgehöhlt wird.

Damit liegt das spezifische Moment der keynesianischen Werttheorie darin, daß die Verfügung über Geld die Kohärenz des Marktergebnisses zerstört: Während die neoklassische Ökonomie die fiktive Welt einer Sicherheit formuliert, fungiert in der „wirklichen Welt“, der *Real World* der Unsicherheit, *Geld als Zeitmaschine*<sup>39</sup>, die Vermögen von der Gegenwart in die Zukunft transponiert<sup>40</sup> und ein Marktversagen dadurch anzeigt, daß es die Barriere bildet, die dem Erreichen der Vollbeschäftigung entgegensteht.

Soweit der keynesianische Fundamentalismus. Fraglos operiert er insofern von einer sicheren geldtheoretischen Grundlage aus, als er die Eigenschaften des Geldes herausarbeitet, durch die es sich von anderen Gütern unterscheidet und die es ihm erlauben, Wertaufbewahrungsmittel zu sein. In der Tat verschließt sich sowohl die neoklassische monetäre Ökonomie als auch die neoklassische Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts dieser Geldfunktion: erstere, indem Geld eine Wertaufbewahrungsfunktion lediglich als nutzenstiftende Kategorie, somit in ihrer Dienstleistungsfunktion für die Abwicklung des Tauschprozesses ausübt, letztere, indem Geld lediglich als Produktionsfaktor des Tauschprozesses fungiert, somit dessen Ökonomisierung bezweckt („sequential trading“).

Mit der Ableitung der Geldfunktion aus Gütereigenschaften wahrt jedoch der keynesianische Fundamentalismus die Projektion auf die Güterwelt. Geld ist ein Gut, das Eigenschaften aufweist, die andere Güter nicht haben: Geld ist das Gut mit der niedrigsten Produktions- und Substitutionselastizität, somit das Gut mit der höchsten Liquiditätsprämie. Das ist die Argumentationslinie des 17. Kapitels der *General Theory*, auf die sich der keynesianische Fundamentalismus stützt.

Aber die Bindung der Geldfunktion an die Liquiditätseigenschaft von Gütern vermag nicht zu überzeugen. Güter können zwar die „natürliche“ Eigenschaft einer geringen Produktionselastizität, nicht aber als „natürliche“ Eigenschaft eine geringe Substitutionselastizität aufweisen. Die Höhe der Substitutionselastizität ist präferenztheoretisch, nicht morphologisch bestimmt. Das aber heißt, daß ein Gut nicht deshalb Geldcharakter erhalten kann, weil es eine geringe Substitutionselastizität aufweist. Vielmehr muß gerade umgekehrt geschlossen werden, daß sich die Geldfunktion eines Gutes daran zeigt, daß seine Substitutionselastizität gering ist. Daraus aber folgt, daß nicht die Liquiditätseigenschaft Gütern Geldcharakter verleiht,

<sup>38</sup> Diesen Gegensatz zur Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts hat insbesondere Davidson herausgearbeitet. Siehe Davidson (1980), S. 294 ff.; siehe ferner Davidson (1984b), S. 567 f.

<sup>39</sup> Davidson (1980), S. 297.

<sup>40</sup> So auch Keynes (1936), S. 248.



sondern Geld durch seine Liquiditätseigenschaft charakterisiert wird. Diesen Zusammenhang kennzeichnet auch die auf Kreditgeld („fiat money“) beruhende moderne Kreditorganisation: Zwar kann die Zentralbank die Produktionselastizität des Geldes durch dessen Kontrolle auf Null halten, aber keineswegs eine geringe Substitutionselastizität verordnen<sup>41</sup>. Vielmehr bedingt der Umstand, daß das Zentralbankgeld als einzige Vermögensform die Geldfunktion ausüben kann, seine geringe Substitutionselastizität.

Damit aber zerbricht der fundamentalkeynesianische Ableitungszusammenhang. Denn die Verletzung des Substitutionspostulats muß die Geldfunktion begründen können, wenn die Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts in die Schranken verwiesen werden soll. Drückt demgegenüber umgekehrt die Geldfunktion eine geringe Substitutionselastizität aus, so muß die markttheoretische Fundierung des Geldes den Angelpunkt einer Theorie der Geldwirtschaft bilden. Sie aber unterläßt auch der keynesianische Fundamentalismus. Deshalb ist er um kein Deut besser dran als die Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts, wenn er aus den Allokationsbedingungen des Gütermarktes die Geldfunktion ableitet.

Dabei rettet ihn auch nicht das Ausspielen der Unsicherheit der „wirklichen Welt“ gegen die Sicherheit eines „fiktiven“ allgemeinen Gleichgewichts. Unsicherheit begründet generell den Transfer von Vermögensbeständen von der Gegenwart in die Zukunft. Er wird insofern von der Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts (als Phänomen eines temporären Gleichgewichts) erfaßt, als steigende Unsicherheit einen „parameter shift“ bewirkt, der zu einem erhöhten Ressourcentransfer in die Zukunft führt.

Daraus ergeben sich jedoch keine Konsequenzen für die Existenz eines markträumenden Preisvektors. Das Vollbeschäftigungspostulat als Postulat der Beschäftigung der angebotenen Ressourcen bleibt gewahrt. Unsicherheit erhält deshalb eine spezifische allokativer Bedeutung erst unter Bedingungen, unter denen die intertemporale Transferfunktion nicht von Ressourcen, sondern von Geld ausgeübt wird, somit Geld und nicht eine beliebige Ressource als eine Zeitmaschine fungiert, die dank ihrer spezifischen Eigenschaften eine Unterbeschäftigung der Ressourcen bewirkt.

Damit ergibt die Kritik der geldtheoretischen Fundierung des Fundamentalkeynesianismus, daß weder die Liquiditätseigenschaft von Gütern noch die Dispositionen der Individuen in einer Welt der Unsicherheit der Geld-

---

<sup>41</sup> Die Einschätzung der Höhe der Substitutionselastizität bildet daher auch die markttheoretische Grundlage der Kontroverse zwischen Currency-Schule und Banking-Position.

funktion die hinreichende Begründung liefern. Dieses Ergebnis ist aus dem Blickwinkel der generellen normativen Grundlagen der Werttheorie auch nicht verwunderlich. Denn es spiegelt den Umstand wider, daß weder spezifische produktionstheoretische Bedingungen („Produktionselastizität“) noch spezifische entscheidungstheoretische Merkmale („Substitutionselastizität“, „Unsicherheit“) einer Theorie die normative Grundlage liefern.

Die Werttheorie erhält – gerade als Gleichgewichtstheorie – ihre fundamentale Bedeutung für die Theoriebildung dadurch, daß sie genuine Einsichten in das Erfahrungsobjekt „Wirtschaften“ vermittelt. In diesem Sinne begründen klassische, neoklassische und keynesianische Ökonomie unterschiedliche Werttheorien („Paradigmata“). Produktionstheorie und Entscheidungstheorie sind auf diese Werttheorien anzuwenden, bestimmen diese aber nicht. Damit aber können die Höhe von Elastizitäten und der Grad von Unsicherheit einer Theorie der Geldwirtschaft nicht die werttheoretische Grundlage liefern.

Das zeigt die Brüchigkeit der methodischen Grundlage des keynesianischen Fundamentalismus. Er bleibt – wie jede Theorie, die einen historischen Anspruch verfehlt<sup>42</sup> –, eklektizistisch, ein Amalgam von theoretischen Versatzstücken<sup>43</sup> mit, wo diese nicht weiterhelfen, institutionalistischen Supplements: Er gibt sich in der Kapitaltheorie neoklassisch-marshallianisch, in der Geldtheorie keynesianisch und in der Begründung der Geldfunktion institutionalistisch.

Der keynesianische Fundamentalismus übersieht, daß die Schlacht von der Markttheorie nicht von der Entscheidungstheorie geschlagen wird. Der „harte Kern“ einer Theorie zeigt sich im spezifischen Charakter der Markttheorie, offenbart sich in der Formulierung der Gleichgewichtskonstellation des Marktsystems. Die Logik von Preis-Mengen-Beziehungen, die die generelle Norm der liberalen Ökonomie ausdrückt, daß Individuen in Wahrung ihres Eigeninteresses ihre Dispositionen auf Märkte hin orientieren, verlangt dabei, daß die Budgetrestriktion des Marktsystems die grundlegende Mengenkategorie bildet, die einen entsprechenden Knappheitspreis begrün-

---

<sup>42</sup> Der Anspruch, einen historischen Zeitbegriff zu vertreten, findet sich bei *Davidson* (1978), der sich dabei ausdrücklich auf *Robinson* (1956) bezieht. Zur Kritik an diesem Anspruch aus einer methodologischen Perspektive siehe den abschließenden Abschnitt.

<sup>43</sup> Für den Postkeynesianismus ist dabei die Unterstellung „schlechter“ Verhaltensweisen typisch. Sie findet sich im IS-LM-Modell in der Bindung der Depression an eine vollkommen unelastische Investitionsfunktion und eine vollkommen elastische Liquiditätspräferenzfunktion („Liquiditätsfalle“). *Davidson* setzt diese fragwürdige Tradition fort, wenn er die Geldfunktion an die geringe Substitutionselastizität eines Vermögensbestandes bindet.

det. Deshalb liefert die (bisherige) Theoriegeschichte der liberalen Ökonomie drei Werttheorien: die klassische Ökonomie mit Arbeit als Budgetrestriktion und dem Lohn als Knappheitspreis<sup>44</sup>, die neoklassische Ökonomie mit einem Vektor an Erstaussstattungen von Gütern (von Ressourcen) mit relativen Güterpreisen als Knappheitspreis und die keynesianische Ökonomie mit Geld als Budgetrestriktion und dem Zinssatz als Knappheitspreis.

Diesen markttheoretischen Nukleus der keynesianischen Ökonomie hat der keynesianische Fundamentalismus nicht herauszuarbeiten vermocht. Fixiert auf die Güterökonomie, deduziert er die Geldfunktion aus Gütereigenschaften und verleiht dabei dem Geld jene schlechten Eigenschaften, durch die es zur Barriere wird, die der Vollbeschäftigung entgegensteht. Damit aber bildet auch für den keynesianischen Fundamentalismus die Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts die Referenzgröße: Geld zerstört die Kohärenz des Marktergebnisses, die die Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts formuliert und zeigt damit ein Marktversagen an.

Als Konsequenz begründet der keynesianische Fundamentalismus eine Theorie des Ungleichgewichts, in der die Entscheidungstheorie den Beweisgrund liefert, indem die Vermögensbesitzer als Finanziere der Produktion die Steuerungsfunktion des Wirtschaftsprozesses erhalten<sup>45</sup>. Als Konsequenz bleibt die fundamentalkeynesianische Kapitaltheorie gütermarkt-orientiert, reduziert sich auf eine Theorie der Einkommenswirkungen des Ungleichgewichts mit der Quasirente als Schlüsselgröße.

An dieser Stelle holen den keynesianischen Fundamentalismus seine kapitaltheoretischen Schwächen ein, indem sie seine unzureichende monetäre Grundlegung offenbaren. Sich allein auf das 17. Kapitel der „General Theory“ stützend, in dem *Keynes* die Theorie der Liquiditätspräferenz entwickelt, kraft derer der Zinssatz die Barriere bildet, die dem Erreichen von Vollbeschäftigung entgegensteht<sup>46</sup>, ignoriert er, daß die Liquiditätspräferenz – wie *Keynes* im 16. Kapitel der *General Theory* zumindest im Ansatz entwickelt<sup>47</sup> – ein Knapphalten von Kapital bewirkt und dadurch die Gene-

---

<sup>44</sup> Dabei muß der Lohn unter seinen Knappheitspreis sinken, damit ein Profit (als Überschuß der Preise über die Kosten) entsteht. Dieser Umstand drückt die marktlogische Essenz der Theorie des Subsistenzlohnes aus – und indiziert dadurch die preistheoretische Schwäche der klassischen Ökonomie.

<sup>45</sup> Einen derartigen Ansatz vertritt insbesondere *Minsky*. Siehe z. B. *Minsky* (1975). *Spahn* signalisiert ebenfalls die Nähe *Minskys* zum Topos der neoklassischen Ökonomie, Geld als Störfaktor des Wirtschaftsprozesses zu inthronisieren, wenn er die Finanzsphäre für die Zerstörung der Kohärenz des Marktergebnisses verantwortlich macht. *Spahn* (1986), S. 138.

<sup>46</sup> Siehe *Davidson* (1980), S. 293 ff; siehe ferner *Davidson* (1984 b), S. 569; *Keynes* (1936), S. 197.

<sup>47</sup> *Keynes* (1936), S. 178 f.

sis des Profits ermöglicht. Damit ignoriert er, daß Begrenzung der Produktion und Genesis des Profits zwei Seiten einer Medaille sind: Das Knapphalten von Geld erlaubt eine Bewirtschaftung von Ressourcen, durch die sich Preise bilden, die das den Ressourcen zufließende Einkommen übersteigen.

Deshalb vermag erst ein Ansatz, bei dem Geld die Budgetrestriktion des Marktsystems bildet und dadurch Kapital zur Form der Aufgabe von Liquidität mit der Profitrate als Form des Zinssatzes wird, die Geldfunktion zu klären: Geld erhält seine Funktion durch Kapitalkonkurrenz, allgemein durch die Konkurrenz zwischen verschiedenen Vermögensformen, die einen einheitlichen Preis, den Zinssatz, bewirkt. Das Marktsystem bedarf einer uniformen Kategorie, in der die Kontrakte ausgedrückt werden, um eine Konkurrenz zwischen den Kontrakten zu ermöglichen. Diese uniforme Kategorie bildet Geld. Kapitalkonkurrenz begründet somit eine (Theorie der) Geldwirtschaft. Als Budgetrestriktion des Marktsystems muß Geld deshalb fungieren, weil es der markttheoretische Ausdruck dafür ist, daß eine Kapitalkonkurrenz stattfindet, aus einer methodologischen Perspektive das Axiom bildet, das Kapitalkonkurrenz begründet.

Durch das Postulat einer Kapitalkonkurrenz unterscheidet sich die keynesianische Ökonomie von der neoklassischen und klassischen Ökonomie.

Für die neoklassische Ökonomie bleibt die Kapitalkonkurrenz eine Güterkonkurrenz, ist eine Kapitalgüterkonkurrenz, deren intertemporaler Aspekt in der Ableitung eines Preissystems besteht, in dem für jedes Gut ein Zinssatz existiert<sup>48</sup>. Erst der keynesianischen Ökonomie gelingt die Ableitung eines einheitlichen Zinssatzes, der Rückführung von Zinssatzdifferenzen auf unterschiedliche Vermögensausstattungen. Damit scheitert die neoklassische Kapitaltheorie an der Unmöglichkeit der Begründung einer alle Vermögensformen umfassenden Kapitalkonkurrenz.

In der klassischen Ökonomie wiederum kollidiert die Kapitalkonkurrenz mit der Arbeitskonkurrenz, durch die ein Einheitslohn entsteht, der bei beschränkter verfügbarer Menge an Arbeit den Profit zum Verschwinden bringt. Deshalb kann die Profitrate lediglich produktionstheoretisch über die Subsistenztheorie des Lohnes, nicht aber markttheoretisch aus Knappheitsbedingungen abgeleitet werden. Die klassische Kapitaltheorie scheitert somit an der fehlenden markttheoretischen Fundierung der Kapitalkonkurrenz.

---

<sup>48</sup> *Bliss* ist deshalb Konsequenz zu bescheinigen, wenn er die „Entthronisierung“ des einheitlichen Zinssatzes als Ausdruck der Prämie für ein Gut „Nichtkonsum“ zugunsten eines intertemporalen Preissystems fordert. *Bliss* (1975), S. 45 ff.

Überprüft man die fundamentalkeynesianische Begründung der Geldfunktion unter kapitaltheoretischen Aspekten, so zeigt sich zum einen, daß die (von *Keynes* im 17. Kapitel der „General Theory“ postulierte) Bindung des Geldes an die Eigenschaften einer niedrigen Produktions- und Substitutionselastizität deshalb in die Irre geht, weil sie die Allokationskriterien des Gütermarktes auf Vermögensformen anwendet. Geld weist den Schein einer niedrigen Produktionselastizität auf, weil es als Budgetrestriktion des Marktsystems fungiert und Geld weist den Schein einer niedrigen Substitutionselastizität auf, weil allein die Übertragung von Geld die Erfüllung monetärer Kontrakte anzeigt, beim Gläubiger wie beim Schuldner.

Zum anderen bestätigt sich, daß die Existenz von Geld den für die keynesianische Ökonomie spezifischen Charakter von Unsicherheit, nicht aber umgekehrt, wie es *Keynes* im 21. Kapitel der „General Theory“ postuliert, (die „wirkliche Welt“ der) Unsicherheit die Geldfunktion begründet. Geld als Budgetrestriktion einer Gleichgewichtskonstellation impliziert entscheidungstheoretisch einen gegebenen Grad der Unsicherheit des Vermögensrückflusses<sup>49</sup>, weil in einer Geldwirtschaft Unsicherheit das Angebot an (Aufgabe von) Geld begrenzt und dadurch Geld zur Budgetrestriktion des Marktsystems wird. Damit aber führt nicht wie in der neoklassischen Ökonomie Unsicherheit zu einer Begrenzung des Angebots an Ressourcen mit der Implikation ihrer Vollbeschäftigung, sondern die Begrenzung eines Angebots an Geld zu einer Beschränkung des Einsatzes an Ressourcen und damit zu Unterbeschäftigung.

## V. Ökonomische Theorie und die „wirkliche Welt“

In den vorhergehenden Abschnitten konnte anhand der Einkommens-, Kapital- und Geldtheorie des keynesianischen Fundamentalismus gezeigt werden, daß ihm die Formulierung eines markttheoretisch schlüssigen Gegenentwurfs zur neoklassischen Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts mißlingt: in der Einkommenstheorie durch die Verwerfung von *Says* Gesetz, in der Kapitaltheorie durch die Bindung des Ertrages an eine Dienstleistungsfunktion des Kapitals, in der Geldtheorie durch die Ableitung der Geldfunktion aus Gütereigenschaften. Im ersten Fall wird die Norm der Theoriebildung, an ein Gleichgewicht gebunden zu sein, verletzt; im zweiten Fall wird die Norm einer monetären Theorie der Produktion, eines geldtheoretisch fundierten Knappheitsbegriffs zu bedürfen, ignoriert; im dritten Fall bleibt die Norm einer Geldwirtschaft, einen von der Güterwelt losgelösten Geldbegriff zu verwenden, unerfüllt.

---

<sup>49</sup> Bei *Kregel* handelt es sich entsprechend um eine Konstanz der Erwartungen.

Dieses Versagen des keynesianischen Fundamentalismus soll in diesem abschließenden Abschnitt im Hinblick auf seine methodologischen Aspekte untersucht werden<sup>50</sup>. Den Angelpunkt bildet dabei die (gerade aus einer methodologischen Perspektive unübersehbare) Fragwürdigkeit, Realität gegen Theorie auszuspielen, die „wirkliche Welt“, die „Real World“, gegen die (neoklassische) Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts zu setzen. Damit übersieht der keynesianische Fundamentalismus, daß die Realitätserfassung erkenntnistheoretisch auf einem Vorverständnis über die Begriffe und deren Verwendung beruht und damit bereits Theorie voraussetzt. Deshalb kann Theorie nicht Abstraktion der Realität sein; sie ist vielmehr Auffassung von Realität und begründet dadurch Abstraktion.

Dieses grundlegende erkenntnistheoretische Mißverständnis verführt den keynesianischen Fundamentalismus dazu, Ungleichgewicht (alias Nicht-Gleichgewicht)<sup>51</sup> gegen Gleichgewicht zu setzen und dann Nicht-Gleichgewicht als Ausdruck der (Abstraktion von der) Realität, der Real World, zu interpretieren<sup>52</sup>. Damit unterschlägt er, daß ein nicht vorhandenes Gleichgewicht die Vorstellung von einem Gleichgewicht voraussetzt, in concreto der Marktconstellation eines Gleichgewichts als Referenzgröße bedarf. Dadurch aber befindet er sich von Anfang an auf der schiefen Bahn: Die Ablehnung von *Says* Gesetz macht es ihm unmöglich, eine Gleichgewichtsvorstellung zu entwickeln, in der in Abkehr von *Walras* Gesetz ein monetär gesteuertes, produziertes Angebot sich seine eigene Nachfrage schafft, und dieses Konzept in Abgrenzung von einer Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts, die die Allokationsbedingungen eines Güterkosmos formuliert, zu präzisieren<sup>53</sup>.

<sup>50</sup> Die Notwendigkeit methodologischer Reflexionen wird vielfach von der Forschung bestritten. Der Verfasser dieses Essays teilt durchaus diese Einschätzung, weil sich die methodologischen Schwächen einer Position an methodischen und inhaltlichen Defiziten zeigen müssen. Deren Diskussion bildet deshalb auch den Mittelpunkt dieses Essays. Im Umkehrschluß aber haben methodische und inhaltliche Defizite ebenfalls einen methodologischen Aspekt.

<sup>51</sup> Der ebenfalls vom Fundamentalkeynesianismus verwendete Begriff Nicht-Gleichgewicht soll dem Mißverständnis vorbeugen, daß die hier betrachtete Abweichung vom Gleichgewicht als eine Marktconstellation interpretiert wird, von der ein Anpassungsprozeß, gleichgültig, ob über Preis- oder Mengeneffekte, zum Gleichgewicht ausgeht. Gleichgewicht wird an dieser Stelle als Referenzgröße, nicht als Endzustand eines Marktsystems interpretiert. Siehe in diesem Zusammenhang *Davidson* (1978), S. 26; siehe ferner *Davidson* (1980), S. 291 f.

<sup>52</sup> So ausdrücklich, sich auf *Robinson* berufend, bei *Davidson* (1978), S. 25 ff.

<sup>53</sup> Während *Hahn* den methodischen Stellenwert der Güterorientierung der von ihm vertretenen Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts deutlich sieht, begnügt sich *Davidson*, sich auf *Hahn* berufend, mit einer inhaltlichen Kritik am mangelnden monetären Gehalt der Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts. *Davidson* (1984b), S. 570.

Aus einer methodologischen Perspektive zeigt sich das Ungenügen des keynesianischen Fundamentalismus darin, daß er nicht zwischen dem „harten Kern“ einer Theorie, der sich in der Marktkonstellation des Gleichgewichts manifestiert (und nicht falsifizierbar ist) und „Hilfshypothesen“, die diese Theorie anwenden und als Marktkonstellation eines Ungleichgewichts falsifizierbar sind<sup>54</sup>, zu unterscheiden vermag. Exemplarisch dafür ist der verwendete Zeitbegriff wie die Behandlung des Institutionensystems.

Der keynesianische Fundamentalismus postuliert einen historischen Zeitbegriff, der sich darauf gründet, daß sich das ökonomische System in einer Kalenderzeit von einer unwiderruflichen Vergangenheit in eine ungewisse Zukunft bewegt<sup>55</sup>. Entsprechend wird das (zeitbezogene) historische Modell dem (zeitlosen) Gleichgewichtsmodell gegenübergestellt<sup>56</sup>. Aber was der keynesianische Fundamentalismus als Gegensatz formuliert, ist in Wahrheit lediglich die notwendige Unterscheidung zwischen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, die sich in der Logik von Preis-Mengen-Beziehungen ausdrücken und – in der Marktkonstellation des Gleichgewichts – zeitlos sind<sup>57</sup>, und ihre Anwendung auf registrierbare und damit historisch ablaufende Prozesse<sup>58</sup>.

Diese Vermischung von (hartem Kern der) Theorie und (anwendungsbezogenen) (Hilfs-)Hypothesen demonstriert augenfällig, daß sich der keynesianische Fundamentalismus der markttheoretischen Grundlagen einer Geldwirtschaft nicht sicher ist. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß er den institutionellen Bedingungen des Wirtschaftens – als Ausdruck der Real World – eine Schlüsselfunktion zuweist, wobei monetäre Kontrakte das Konstituens einer Geldwirtschaft bilden<sup>59</sup>. Denn die Einführung derartiger Bedingungen vermag theoretische Defizite zu verschleiern, erlaubt dort einen Rekurs auf Institutionen, wo die Normen der Theoriebildung eine auf Preis-Mengen-Beziehungen beruhende Marktlogik verlangen.

---

<sup>54</sup> Siehe *Lakatos* (1970), deutsch (1974), S. 129ff.

<sup>55</sup> *Davidson* (1984b), S. 562, S. 572.

<sup>56</sup> *Davidson* (1978), S. 26 ff.; siehe ferner *Minsky* (1975), S. IX.

<sup>57</sup> Methodisch sauberer wäre es, dem historischen Zeitbegriff nicht ein zeitloses Gleichgewicht, sondern einen funktionalen, sich am Gleichgewicht orientierenden Zeitbegriff gegenüberzustellen, da die Logik von Preis-Mengen-Beziehungen durchaus eine dynamische Analyse zuläßt.

<sup>58</sup> Auf *Lakatos* Beispiel übertragen: Die Stellung des Planeten Merkur am Sternenhimmel ist historisch bestimmt (und wird durch Hilfshypothesen erfaßt), die die Stellung bestimmende Gravitationstheorie (der harte Kern der Theorie) ist demgegenüber unhistorisch (und verbietet die Anwendung eines historischen Zeitbegriffs).

<sup>59</sup> Das institutionalistische Moment der keynesianischen Ökonomie betont allen voran *Minsky*, wenn für ihn Finanzierungsbedingungen die Instabilität des Kapitalismus bedingen.

Institutionelle Bedingungen des Wirtschaftens sind das notwendige Moment einer angewandten Theorie, haben jedoch in einer reinen Theorie (und vor allem in ihrem harten Kern) nichts zu suchen. Der Normenkatalog der liberalen Ökonomie besteht aus den Elementen der Budgetrestriktion (als Ausdruck von Seltenheit<sup>60</sup>), der präferenztheoretischen Fundierung der Entscheidungen der Individuen (als Ausdruck von Bedürfnissen<sup>60</sup>) und, falls erforderlich, der Produktionsbedingungen. Dadurch erhält die Annahme vollkommener Konkurrenz einen zentralen methodischen Stellenwert für die Theoriebildung, weil sie die hinreichende Bedingung für eine Marktorganisation bildet, die den Normen der liberalen Ökonomie genügt.

Diesen Normen der Theoriebildung aber entzieht sich der keynesianische Fundamentalismus. Deshalb hat er auch nicht zu erfassen vermocht, daß erst Geld als Budgetrestriktion des Marktsystems der Liquiditätspräferenz jene entscheidungstheoretische Qualität verleiht, die zu Unterbeschäftigung oder, besser gesagt, zu einem nicht marktfähigen Überschußangebot an Ressourcen führt.

### Literaturverzeichnis

Bliss, C.J. (1975): *Capital Theory and the Distribution of Income*. Amsterdam Oxford. – Clower, R. (1965): deutsch (1963), *Die Keynesianische Gegenrevolution: eine theoretische Kritik*. „Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik“, 99, S. 8 - 31. – Davidson, P. (1972), 2 (1978): *Money and the Real World*. London and Basingstoke. – Davidson, P. (1980): *The Dual-faceted Nature of the Keynesian Revolution: Money and Money Wages in Unemployment and Production Flow Prices*. „Journal of Post Keynesian Economics“, 3, S. 291 - 307. – Davidson, P. (1981): deutsch (1984a), *Die Postkeynesianische Wirtschaftswissenschaft: Die Lösung der Krise in der Wirtschaftstheorie*. In: D. Bell und I. Kristol (Hrsg.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie*. Berlin Heidelberg New York Tokyo, S. 190 - 217. – Davidson, P. (1984b): *Reviving Keynes's Revolution*. „Journal of Post Keynesian Economics“, 6, S. 561 - 575. – Fisher, J. (1930): deutsch (1932), *Die Zinstheorie*. Jena. – Keynes, J.M. (1936): deutsch (1936), *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*. Berlin. – Kregel, J.A. (1976): *Economic Methodology in the Face of Uncertainty: The Modelling Methods of Keynes and the Post-Keynesians*. „The Economic Journal“, 86, S. 209 - 225. – Lakatos, I. (1970): deutsch (1974), *Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme*. In: I. Lakatos und R.A. Musgrave (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt*. Braunschweig, S. 89 - 189. – Malinvaud, E. (1977): *The Theory of Unemployment Reconsidered*. New York. – Minsky, H.P. (1975): *John Maynard Keynes*. London and Basingstoke. – Patinkin, D. (1956), 2 (1965): *Money, Interest, and Prices*. New York. – Robinson, J. (1956): *The Accumulation of Capital*. London. – Spahn, H.-P. (1986): *Stagnation – Theorie und Politik aus keynesianischer Sicht*. Frankfurt am Main. – Sraffa, P. (1960): deutsch (1976), *Warenproduktion mittels Waren*. Frankfurt am Main.

<sup>60</sup> In der Terminologie der österreichischen Schule.



## Zusammenfassung

### Keynes als Kapitaltheoretiker

In diesem Essay werden in Auseinandersetzung mit dem keynesianischen Fundamentalismus – deren Vertreter sich als Postkeynesianer verstehen – die Anforderungen an eine keynesianische Ökonomie diskutiert, die eine monetäre Theorie der Produktion formuliert. Das grundlegende Prinzip einer derartigen keynesianischen Ökonomie – durch die sie sich von der klassischen und neoklassischen Werttheorie unterscheidet – besteht darin, daß Geld die Budgetrestriktion des Marktsystems – die Einheit von Vermögenmarkt, Gütermarkt und Arbeitsmarkt – bildet und, als Konsequenz, der Geldzins zum generellen Knappheitspreis des Marktsystems wird. Das bedeutet, daß der Zins liquiditätspräferenztheoretisch erklärt wird; er fungiert als Preis für die Aufgabe von Liquidität und nicht wie in der Orthodoxie als Preis für Konsumverzicht.

Der monetäre Charakter der Produktion verlangt dabei, daß ebenfalls Kapital eine Form der Aufgabe von Liquidität mit der Ertragsrate als Form des Geldzinses ist. Dieser Einsicht verschließt sich jedoch der keynesianische Fundamentalismus, indem er den Ertrag aus der Produktionsmitteleigenschaft des Kapitals ableitet und ihn als Quasirente interpretiert. Er erfaßt damit lediglich die Wirkungen der Liquiditätspräferenz, durch die der Zinssatz zur Barriere wird, die dem Erreichen von Vollbeschäftigung entgegensteht; er ignoriert aber, daß die Liquiditätspräferenz zugleich ein Knapphalten von Kapital bewirkt und dadurch das Entstehen des Profits ermöglicht.

Eine in sich schlüssige monetäre Theorie der Produktion zeigt somit, daß Begrenzung der Produktion und Entstehen des Profits zwei Seiten einer Medaille sind. Damit aber begründet entgegen der Auffassung des keynesianischen Fundamentalismus die Liquiditätspräferenz kein Marktversagen, das ein Erreichen von Vollbeschäftigung verhindert und dem durch eine Niedrigzinspolitik entgegengewirkt werden kann; vielmehr drückt sie das Funktionsprinzip einer Geldwirtschaft aus, das das Entstehen eines Überschubangebots verlangt und damit eine Tendenz zur Unterbeschäftigung enthält.

## Summary

### Keynes as a Capital Theorist

As a critical evaluation of the *Keynesian* fundamentalism – whose protagonists understand themselves as post-Keynesians – this essay discusses the demands to be met by a Keynesian-type economy formulating a monetary production theory. The principle underlying such Keynesian-type economy – by which it distinguishes itself from the classical and neoclassical theory of value – is that money forms the market system's restriction on budgets – the unity of wealth, commodity and labour markets – and that, as a consequence, money interest becomes the market system's general scarcity-induced price. This means that the interest rate is explained in terms of liquidity preference; it functions as the price of giving up liquidity, but not – as distinct from the orthodox line of thinking – the price of non-consumption.

In this context, the monetary character of production presupposes that capital, too, represents a form of giving up liquidity with the rate of return being a kind of money interest. However, the *Keynesian* fundamentalism closes its eyes on this insight by deriving the rate of return from the nature of capital as a means of production and interpreting it as a quasi-rent. By doing so, this fundamentalism just covers the effects of the liquidity preference which makes the interest rate a barrier standing in the way toward full employment, while ignoring that the liquidity preference keeps capital scarce thus enabling a profit to be made.

A monetary theory of production that is conclusive in itself thus shows that the limitation of production and the generation of profits are just the two sides of one medal. Contrary to the views of the *Keynesian* fundamentalism, the liquidity preference does, however, not cause any market failure preventing full employment which may be counteracted by a policy of low interest. It rather reflects the principle at the base of a money economy presupposing excess supply and involving a trend toward underemployment as a consequence.

## Résumé

### Keynes en tant que théoréticien du capital

En traitant du fondamentalisme keynésien – dont les représentants s'entendent postkeynésiens, l'auteur discute ici les exigences posées à une économie keynésienne qui formule une théorie monétaire de la production. Le principe fondamental d'une telle économie keynésienne – qui se différencie de la théorie de la valeur classique et néoclassique – est le suivant: l'argent forme la restriction budgétaire du système du marché – l'unité du marché financier, du marché des biens et du marché du travail – et, par conséquent, devient l'intérêt de l'argent au prix de rareté général du système du marché. Cela signifie que l'intérêt est expliqué par la théorie de la préférence de liquidité; il fait fonction de prix pour l'abandon de liquidité et non, comme dans l'orthodoxie, de prix pour le refus de consommation.

Le caractère monétaire de la production exige que le capital soit également une forme d'abandon de liquidité avec le taux de revenu comme forme d'intérêt de l'argent. Cette conception s'oppose cependant au fondamentalisme keynésien. En effet, elle déduit le revenu de la caractéristique du capital comme moyen de production et l'interprète comme quasi-rente. Elle tient uniquement compte des effets de la préférence de liquidité par laquelle le taux d'intérêt est une barrière qui empêche d'atteindre le plein-emploi. Elle ignore cependant que la préférence de liquidité entraîne en même temps une parcimonie de capital, ce qui fait apparaître du profit.

Cette théorie monétaire de la production logique montre ainsi que la limitation de la production et l'apparition de profit sont deux côtés de la médaille. A l'encontre du fondamentalisme keynésien, la préférence de liquidité ne justifie ainsi pas une défaillance du marché qui empêche d'obtenir le plein-emploi et qui peut être contrecarrée par une politique de bas intérêts. Elle exprime bien plus comment fonctionne une économie monétaire, exigeant qu'il y ait une offre excédentaire et contenant donc une tendance de sous-emploi.